

Die Verhaltensforscherin Sabine Tebbich im Gespräch mit Margit Schwarz-Stiglbauer: über furchterregende Landungen auf unbewohnten Galapagos-Inseln, überfrachtete Studienpläne und die Schwierigkeit des Wurzelhabens in internationalen Karrieren.

Den Naturgewalten ausgesetzt

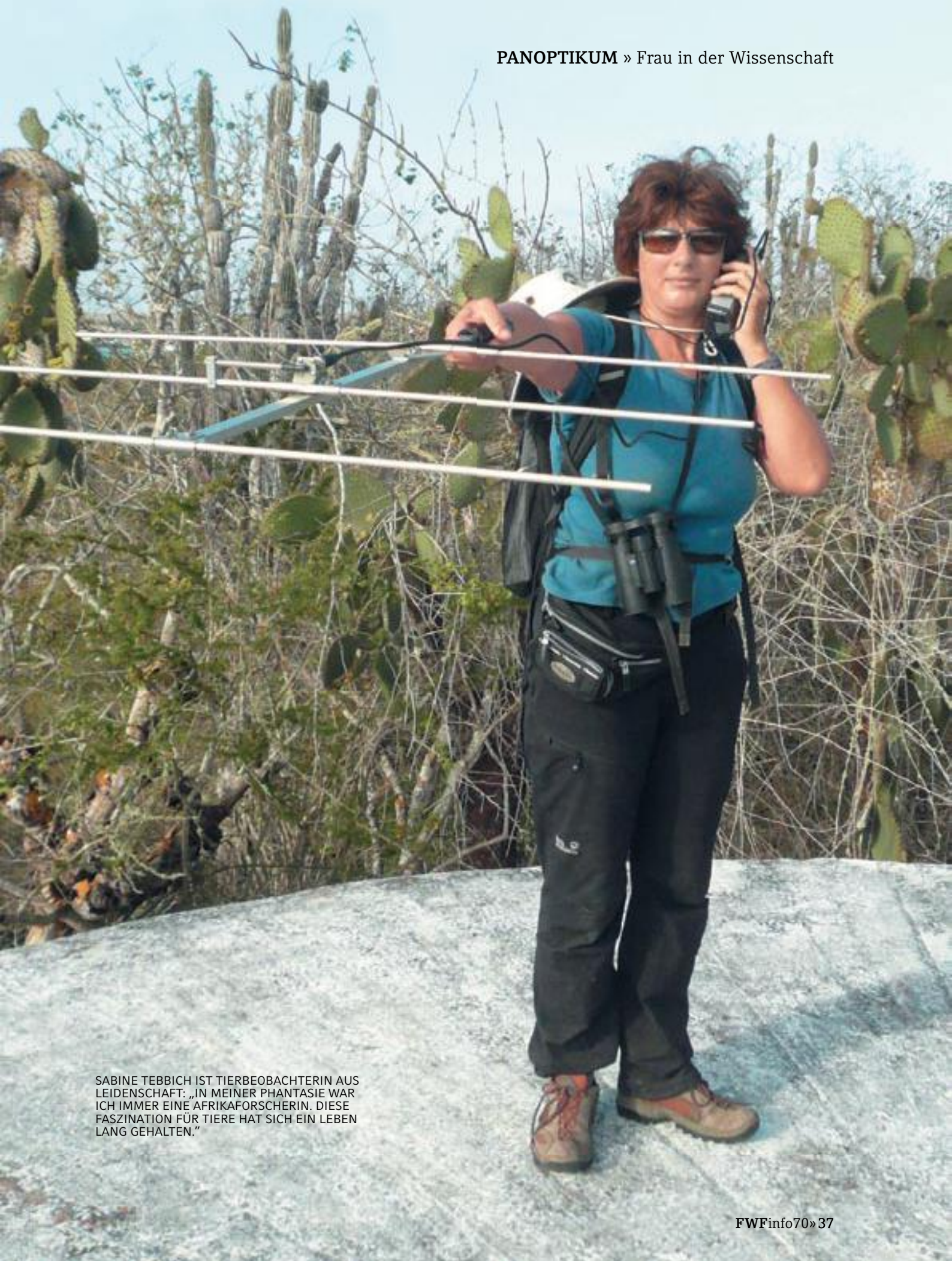
» Ein alter Mann, die Hände in den Schoß gelegt. Sein Mund verschwindet fast in seinem langen weißen Bart, wulstige Augenbrauen, tiefe Falten auf der Stirn. So kennen wir Charles Darwin. Generationen von WissenschaftlerInnen haben seine Theorien weiterentwickelt. Zum 200. Mal jährt sich heuer sein Geburtstag. Als junger Mann musste er ein ehrgeiziger, neugieriger Wissenschaftler gewesen sein. Voller Tatendrang und Energie war er in seine fünfjährige Forschungsreise auf dem Schiff „Beagle“ gegangen. So wie auch heute junge WissenschaftlerInnen ihrer Begeisterung und Überzeugung nachgehen. „Es ist faszinierend, wie weitreichend Darwins Erkenntnisse damals schon waren“, sagt die Verhaltensforscherin Sabine Tebbich. In ihrem Forschungsfeld untersucht sie, ebenfalls auf den Galapagos-Inseln, den Werkzeuggebrauch einer Darwinfinken-Art.

Unheimliche natürliche Kräfte „Die Galapagos“, so die Inhaberin einer vom FWF geförderten Elise-Richter-Stelle, „sind eine wirkliche Naturgewalt.“ Bei ihrem ersten Forschungsaufenthalt war sie ein Monat auf einer unbewohnten Insel, auf Santa Fe. Schon die Landung dort ist spektakulär: an einem bestimmten Punkt, „miedo“ (Furcht) genannt. „An dieser Stelle bricht sich das Meer an einem Felsen und man muss vom Boot springen, sobald das Boot auf gleicher Höhe mit dem Felsen ist. Wenn man den richtigen Zeitpunkt nicht erwischt, kann man sich ziemlich verletzen. Man ist diesen unglaublichen Naturgewalten ausgesetzt“, erzählt sie. Und genau diese unheimlichen natürlichen Kräfte hatten Darwin vor ungefähr 175 Jahren ebenso beeindruckt. Er beobachtete deren Wirkungen auf die Erdoberfläche und wie sie diese veränderten. Dieser Blick auf die Entwicklung

von geologischen Formationen war sicherlich ein Ausgangspunkt für die spätere Entwicklung seiner berühmten Theorie.

Flexible Lerner Die Fragestellung, die hinter Sabine Tebbichs Forschungsarbeit steht, ist: Was sind die Faktoren, die zur Evolution von menschlicher und tierischer Intelligenz geführt haben? Sie beschäftigt sich insbesondere damit, ob Werkzeuggebrauch bei Tieren einhergeht mit kognitiven Anpassungen, d. h., ob Spechtfinken, die Werkzeuge gebrauchen, mehr von der dahinterliegenden Physik verstehen. Wissen sie zum Beispiel, ob ein Werkzeug das Objekt, das es bewegen soll, berühren muss? Die Ergebnisse ihrer Arbeiten waren überraschend: Baumfinken konnten die ihnen gestellten Aufgaben im Tierversuch genauso geschickt lösen wie die für ihren Werkzeuggebrauch bekannten Spechtfinken. „Meine Hypothese anhand der gesammelten Daten ist“, so die Biologin, „dass die Darwinfinken durch die Umwelt, in der sie zurechtkommen müssen, sehr gute und flexible Lerner geworden sind. Die Umwelt zwang die Tiere zum Werkzeuggebrauch: Die besonderen Fähigkeiten waren Vorläufer des Werkzeuggebrauchs, und nicht umgekehrt.“ Beim Menschen vermutet man, dass der Werkzeuggebrauch in einem Feedback-Loop die Intelligenz gefördert hat.

Im Reich der wilden Tiere Die geborene Oberösterreicherin hatte schon früh die Sehnsucht nach fernen Ländern. Tiersendungen wie Bernhard Grzimeks Dokumentationsserie „Ein Platz für Tiere“ faszinierten sie. „In meiner Phantasie war ich immer eine Afrikaforscherin. Die Faszination für Tiere hat sich mein Leben lang gehalten“, schwärmt die begeisterte Tierbeobachterin. Im Laufe des Biologiestudiums an der Universität Wien »



SABINE TEBBICH IST TIERBEOBACHTERIN AUS LEIDENSCHAFT: „IN MEINER PHANTASIE WAR ICH IMMER EINE AFRIKAFORSCHERIN. DIESE FASZINATION FÜR TIERE HAT SICH EIN LEBEN LANG GEHALTEN.“



» bewirbt sie sich bei Kollegen, die in Afrika forschen. Ihr Diplombetreuer schlägt ihr allerdings ein Projekt über den Werkzeuggebrauch bei Spechtfinken vor. „Anfangs war ich zurückhaltend, weil ich noch meinen Afrikatraum im Kopf hatte“, erzählt sie, „aber dann haben mich die Galapagos gepackt.“

Stationen im Ausland Sowohl ihre Doktorarbeit als auch ihre erste Postdoc-Stelle absolviert sie am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie in Deutschland. Mehreren Forschungsaufenthalten auf den Galapagos, in Australien und auf den Philippinen folgt ein dreijähriger Forschungsaufenthalt an der University of Cambridge in Großbritannien. In dieser Zeit wird ihr Sohn geboren. Wie in Großbritannien „selbstverständlich und gesellschaftlich akzeptiert“, kehrt sie bald wieder in ihren Beruf zurück. Von 2006 bis 2008 ist sie Research Fellow an der University of St. Andrews in Schottland.

Jobsharing Ihren Wunsch, die Arbeitszeit zu reduzieren, kann sie jedoch nicht realisieren: „Wissenschaftliche Arbeit wird ja nicht nach Stunden gemessen, sondern nach dem Output. Man kann sich zwar als Wissenschaftler die Zeit meist selber einteilen, aber der Tag hat nur 24 Stunden. Als Teilzeit-arbeitende Mutter kann man da mit Vollzeit-Arbeitenden einfach nicht mithalten“, erklärt sie die Problematik und fordert Bewusstsein dafür, dass eine Reduktion der Publikationen und der Karriere durch Kindererziehung in den ersten Jahren normal ist. Als ideale Lösung erschien ihr Jobsharing, zu dem sie – auch unter Einkommensverzicht – sehr gerne bereit wäre. Ihrer Ansicht nach könnten Zwei-Personen-Forscherteams vielleicht sogar mehr Output bringen.

Machtverlust Aber woran scheitert es? Die Mutter eines fünfjährigen Sohnes vermutet dahinter, neben zu hohen Lohnnebenkosten, auch die Angst um Machtverlust: Je eher jemand bereit wä-

re, an die Leistungsgrenze zu gehen und dabei das Leben allein auf die Arbeit zu fokussieren, desto eher würde er aufsteigen.

„Wenn man allerdings das berechtigte politische Anliegen verfolgt, mehr Frauen in wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Führungspositionen zu sehen, dann muss man Bedingungen schaffen, die es Männern und Frauen ermöglichen, gleichzeitig zu ihrer Arbeit auch Erziehungsaufgaben zu übernehmen“, fordert Tebbich.

Fokussierte Ausbildung Von den Studienbedingungen, die Tebbich in Cambridge vorgefunden hat, ist sie sehr angetan. Dort sei die Ausbildung stark darauf ausgerichtet, selbstständiges Denken und Argumentieren zu lernen, Zusammenhänge zu verstehen, Wissen zu finden und zu vermitteln. Das Studium sei fokussierter. Sie selbst hat Studenten im ersten und zweiten Jahr betreut, die jede zweite Woche eine kleine Arbeit zu schreiben hatten, für die sie Primärliteratur bearbeiten und ein Argument formulieren mussten. „Für mich war es faszinierend zu beobachten, wie viel die Studenten lernen, wie groß der Wissenssprung in dieser kurzen Zeit ist und wie stark sie im Präsentieren sind“, berichtet die 44-Jährige.

Überfrachtete Studienpläne An ihre eigenen Studienbedingungen in Wien hat sie jedoch eher frustrierende Erinnerungen: „Die Ausbildung ist auf das Ansammeln und Wiedergeben von Wissen gerichtet. Und der Studienplan ist viel zu überfrachtet.“

FORSCHERIN UND MUTTER: TEILZEITARBEIT IN DER WISSENSCHAFT IST SCHWIERIG, WEIL SIE NICHT NACH STUNDEN, SONDERN NACH DEM OUTPUT GEMESSEN WIRD.



» Der Studienplan der Biologie ist viel zu überfrachtet und auf das Ansammeln und Wiedergeben von Wissen gerichtet. « Sabine Tebbich

Der Vergleich mit Cambridge ist natürlich hart, ist es doch eine ganz spezielle Universität, die sich die besten Studenten aussuchen kann. Aber trotzdem:

„Für das Geld, das mein langes Studium in Wien gekostet hat, hätte ich locker in Cambridge studieren können. Dort habe ich den Master nach drei Jahren, hier in Österreich nach mindestens fünf Jahren.“ Außerdem war sie fasziniert vom Betreuungsschlüssel in Cambridge: „An guten Universitäten gibt es mehr Lehrende als bei uns – allerdings auch weniger Studenten, und der Betreuungsschlüssel ist daher wesentlich höher als in Österreich“, berichtet sie.

Mangelnde Karriereperspektiven Eine der Ursachen dafür sieht sie in der Position des „lecturer“, die es im englischen Universitätssystem gibt: „Dieser hat eine permanente, angesehene Stelle, kann zwar aufsteigen, aber auch ein Leben lang lecturer bleiben, der forscht und lehrt – aber nicht auf oberster Ebene“, beschreibt sie die Position. Auf dieser Ebene, der lecturer und reader, gibt es auch ein sehr gutes Stellenangebot, was einen Karriereweg jenseits der Professur ermöglicht. „Wie ich gehört habe, soll es in Österreich in Zukunft das Äquivalent zum lecturer geben. Die Frage ist, ob es auch die finanziellen Mittel geben wird, solche anzustellen“, berichtet Tebbich.

Dissertanten in die Lehre Sie sehe nun im Vergleich, dass an österreichischen Universitäten eine kleine Anzahl an Universitäts-

personal einer riesigen Studentenschaft gegenüberstehe. „Warum werden nicht mehr Dissertanten gegen Bezahlung in die Lehre eingebunden? Das hätte auch den Vorteil für Dissertanten, dass sie mit Lehrerfahrung bei internationalen Bewerbungen besser dastehen“, schlägt sie als Maßnahme vor. „Man lernt auch selber viel vom Lehren“, weiß sie aus eigener Erfahrung. Auch jetzt, im Rahmen ihrer Elise-Richter-Stelle, würde sie gerne lehren, aber das ist noch in Verhandlung. Sie vermutet die Ursache für die Hindernisse darin, dass Lehrveranstaltungen extra bezahlt werden und dadurch die Lehre nicht gerne abgegeben wird. „Offenbar gibt es einen Kampf um die Lehre“, schildert sie ihren ersten Eindruck.

Wurzeln haben Dennoch: Im Vordergrund steht die Freude, dass sie mit Hilfe der Elise-Richter-Förderung des FWF zwei wichtige Ziele erreichen konnte: für vier Jahre unabhängig zu forschen und den eigenen Forschungsinteressen nachzugehen, eine Freiheit, die sie sehr schätzt. Und: nach Österreich zurückzukehren. In den acht Jahren im Ausland habe sie gemerkt, wie wichtig es ihr sei, in der Nähe der Familie zu sein. Deshalb möchte sie auch nach Ablauf der Förderung unbedingt in Österreich bleiben: „Der Aspekt des Wurzelhabens ist ein sehr wichtiger, wenn es um internationale Karrieren geht“, ist sie sich sicher. Und berichtet von den Schwierigkeiten – als Mensch mit starkem sozialen Bedürfnis und Kleinkind –, sich immer wieder alles neu aufbauen zu müssen. „Alle, die ich kenne, die drei-, viermal den Ort gewechselt haben, sagen irgendwann, jetzt ist es genug“, erzählt sie. Erst seit ein paar Monaten wieder in Wien zurück, sieht sie es als eine der vordringlichsten Aufgaben, sich hier auch wieder ein berufliches Netz aufzubauen. Obwohl Wissenschaft international sei, hat sie selbst doch auch erlebt, wie wichtig es für die eigene Karriere sein kann, vor Ort zu sein und Mentoren zu haben. Und Wünsche für die Zukunft? Sabine Tebbich denkt lange nach: „Ich bin bescheiden geworden: eine permanente Position mit einer Kombination aus Forschung und Lehre.“ « [mas]